Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 68 (1974)
Heft: 10

Artikel: Fremdarbeiter sind keine Aussätzige
Autor: Sonderegger, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142394

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fremdarbeiter sind keine Aussätzige

Und ein Aussätziger kommt bittend zu ihm, wirft sich vor ihm auf die Knie und sagt zu ihm: Wenn du willst, kannst du mich rein machen. Da hatte er Erbarmen mit ihm, streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach zu ihm: Ich will es, werde rein! Und alsbald wich der Aussatz von ihm, und er wurde rein. Markus 1, 40-42

Der Aussatz ist eine ganz entsetzliche Krankheit, eine Krankheit auf den Tod. Im Orient nannte man den Aussatz den erstgeborenen Sohn des Todes. Vom ersten Augenblick an, wo man bei einem Menschen den Aussatz entdeckte, mußte er alles verlassen, Vater und Mutter, Weib und Kind, Häuser und Äcker. Er war ein Ausgestoßener, ein lebendiger Toter, wie die Orientalen früher die Aussätzigen nannten.

Heute kann man den äußeren und inneren Zustand eines Aussätzigen etwa vergleichen mit einem chronisch Kranken, der jahrelang in einem Heim liegt. Vielleicht kann man ihn auch vergleichen etwa mit einem Schweizer, der seit Jahrzehnten in Amerika lebt und das dumpfe Bleigefühl in der Magengegend nicht los wird, das Weh nach Hause, das Heimweh. Das Heimweh der Auswanderer oder auch unserer ausländischen Arbeiter, der Fremdarbeiter, vor allem der Saisonniers, die während neun Monaten pro Jahr, jedes Jahr wieder, immer neun Monate, hier in der Schweiz arbeiten, aber ohne die Familie, ohne Frau und Kinder bei sich haben zu dürfen. Jedes Jahr neun Monate, eine lange Zeit, ein gewaltiges Opfer an Lebensdistanz, an Lebensglück und Erfüllung.

Das Los des Aussätzigen war ein schweres Los, aber die Sache war ganz klar, der Aussätzige wurde aus der Gesellschaft ausgeschlossen, dafür sorgte das Gesetz. Gesetze sind nötig, wir brauchen Geetze, aber sie sollen im Grunde genommen helfen, sie wollen das Zusammenleben der Menschen erleichtern. Heute in drei Wochen wird das Schweizervolk zu einem schwerwiegenden Abstimmungsgang gerufen. Ich denke, das Nachsinnen über diesen Abstimmungsgang paßt gut in unsere festliche Stadt, zum eidgenössischen Trachtenfest, das etwas vom Guten, vom Schönen der schweizerischen Eigenart zum Ausdruck bringen will. Wir müssen abstimmen über das Zusammenleben der rund fünf Millionen Schweizer mit ungefähr einer Million Ausländern, Fremdarbeitern. Der Kern der dritten Überfremdungsinitiative, über die du als Christ mitentscheiden sollst, sagt, daß innert drei Jahren die Hälfte dieser Fremden, also rund eine halbe Million, die Schweiz verlassen müssen. Ich weiß nicht, ob Ihr den Text dieser Überfremdungsinitiative schon gelesen habt. Ihr habt ihn zuhause, lest ihn. Er scheint auf den ersten Blick gar nicht unsympathisch. Da wird eine überblickbare Situation

geschaffen, fast wie eine geometrische oder algebraische oder bautechnische Aufzeichnung auf einem Reißbrett. Mit dieser Initiative ist man im Bilde, was geschehen soll, wenn sie angenommen wird. Vielleicht ist aber in dieser Klarheit auch die Grenze der Initiative, denn auf dem Reißbrett konstruiert man mit geometrischen Figuren Häuser, Brücken, Maschinen, aber sicher keine Menschen. Menschen sind keine Bausteine, sind keine Eisenpfeiler, und mit Menschen kann man nicht umgehen wie mit Dingen, die man auf dem Reißbrett festhalten kann. Aber anderseits mutet uns diese Initiative an wie ein Schrei des Zorns über Dinge, die in den letzten zehn oder zwanzig Jahren vielleicht geschehen sind. Sie ist wohl auch ein Schrei der Angst. Aber Zorn und Angst sind weder in der Erziehung noch in der Gesetzgebung gute Berater. Man könnte über diese Initiative sehr viel sagen, und es wird viel gesagt und geschrieben. Ich möchte bei unserem Text bleiben, dabei sind die Ausländer keine Aussätzige, aber wir sollten sie auch nicht als Aussätzige behandeln. Welche seelische Situation ergibt sich bei den fünfhunderttausend Italienern, Spaniern, Yugoslawen und Türken, die bei uns bleiben, die weiter mit uns in einer Lebensgemeinschaft leben sollen, für die nicht Hinausgeworfenen, für die so unentbehrlichen Geduldeten. Werden sie nicht unerhört verbittert sein über das Unrecht, das man ihren Landsleuten, die man auswies, angetan hat? Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen. Werden sie nicht verbittert sein über die menschlichen Tragödien, die es bei den Ausgewiesenen gegeben hat? Man rechnet ja bei den Vertretern der Initiative schon damit, daß möglicherweise Polizei oder Militär eingesetzt werden müßte, um diese Initiative durchführen zu können, wenn sich die Leute weigern wegzugehen. Welche menschlichen Tragödien bei den Ausgewiesenen selbst, und welche Angst bei denen, die hier bleiben, sie könnten auch noch an die Reihe kommen. Ich glaube, wir müssen es verstehen, wenn bei den Fremdarbeitern der Gedanke aufkommt, man tue ihnen Gewalt an. Zwar, wenn wir in drei Wochen «ja» stimmen, ist es legale Gewalt, also Gewalt aus dem Gesetz heraus. Aber vergessen wir nicht, es ist dann legale Gewalt am schwächsten Glied der heutigen schweizerischen Bevölkerung. Christ, besinne dich, wenn du mit deinem Stimmzettel gehst — und gehe! Es handelt sich jetzt nicht darum, die Gesetzgebung zu verteufeln. Noch einmal, Gesetze sind nötig, aber es kann auch unmenschliche Gesetze geben. Der Arierparagraph im Dritten Reich unter Adolf Hitler war ein legales Gesetz, so wie die Dinge damals waren, und doch abgründig in seiner Unmenschlichkeit. Es gibt Gesetze, die ihr Wesen, ihren Charakter verdrehen, die nicht mehr der Gemeinschaft dienen, sondern der Verdrängung der Gemeinschaft, die Erst- und Zweitklaßleute schaffen. Die Gesetze haben im Gegenteil die Aufgabe, diese Entwicklung immer wieder zu hemmen, zu dämpfen und zu be-

wirken, daß wir nicht so verschieden sind — sagen wir jetzt einmal auch — im Genuß der guten Dinge des Lebens.

Der Aussätzige in unserer Geschichte durchbricht die Schranken, die ihm und seinen Leidensgenossen gesetzt sind. Er tut etwas Ungewöhnliches, man könnte ihn dafür steinigen. Er bricht durch die Menschen hindurch und geht auf Jesus zu, im Vertrauen auf diesen Jesus Christus. Und Jesus nimmt ihn an. Er berührt ihn, greift mit der Hand nach ihm. Auch das ist ungesetzlich. Jesus hilft ihm über die Distanz und Ferne zur Gemeinschaft, zu einem menschlichen Leben. Liebe Freunde, spüren wir nicht immer, wenn wir selbst in eine Konfliktsituation geraten sind und nicht so recht wissen, wie wir damit fertig werden, wie wir froh und dankbar sind, wenn sich dieser Konflikt austragen läßt, so, daß man nachher noch miteinander reden kann, daß man sich noch gut und freundlich und menschlich gesinnt ist, und zwar ohne Feigheit, nicht auf Kosten der Schwächeren. Die christliche Gemeinde in der Nachfolge Jesu reicht die Hand, überbrückt Gegensätze, hat natürlich auch Gegensätze, wir wissen es ja aus der ganzen sogenannten abendländisch-christlichen Geschichte heraus, und doch muß immer wieder vom Geiste Gottes, vom auferstandenen Christus her durchbrechen, daß wir für die Versöhnung da sind und nicht für das Auseinanderbrechen. Die christliche Gemeinde hilft den Mühseligen und Beladenen, den schwächsten Gliedern einer Gemeinde und sieht vor allem die Mühsal der andern ohne sie zu bagatellisieren. Sie sieht, sie empfindet den Schmerz der Heimatlosigkeit im fremden Lande und versucht, die Andersartigkeit dessen zu respektieren, der aus der wirtschaftlichen Not seiner eigenen Heimat im fremden Lande leben muß. Sie versucht den andern gelten zu lassen in seiner Art und so in der Nähe Jesu, des Christus, zu bleiben. Es ist der christlichen Gemeinde nicht möglich, den Glauben aus dem öffentlichen Leben zu bannen. Glauben, das heißt in Demut etwas wagen. Ein Aussätziger kommt bittend zu Jesus, wirft sich vor ihm auf die Knie und sagt zu ihm: Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen. In Christus ist etwas Neues da, die Gnade und die Wahrheit. Der Glaube ist die Bereitschaft aufzubrechen, wohin Christus uns weist, mit der Botschaft vom Reiche Gottes. Reich Gottes, jenes ferne Land ist uns Signal für unser hiesiges Land, für die Ausrichtung und Einstellung hier und jetzt im Heute, damit aus dem Heute immer wieder das Heute Gottes werde. Der Glaube ist die Bereitschaft aufzubrechen, wohin Gott will, und wohin Gott will, das ist angezeigt in Jesus. Er durchbricht die Grenze zwischen rein und unrein, zwischen Gottesvolk und Heiden, zwischen Eigenen und Außenseitern, zwischen Juden und Ausländern. Der Glaube an die Gottessohnschaft Jesu besteht unter anderem darin, daß wir im Vertrauen auf ihn den Boden bereiten, auf welchem Menschen verschiede-

ner Herkunft eine Gemeinschaft bilden können und jede unmenschliche Gesetzgebung vermeiden. Vertrauen in Jesus kann dann auch einmal heißen, wir dürfen wagen zu denken, daß nicht die Ausländer uns Schweizer prägen, sondern wir Schweizer die Ausländer, daß unser Land zwischen den Alpen und dem Jura, daß unsere eidgenössische Geschichte, unsere Mentalität, unsere Schweizer Art stärker sind als das Fremde, daß wir kräftig genug sind, das Fremde in uns aufzunehmen und zu assimilieren. So wie das Genf der Reformationszeit innerlich nicht zugrunde ging, sondern gewachsen ist, als es Tausende von Hugenotten, von Franzosen aufnahm und von Rates wegen jedem Hausbesitzer befahl, sein Haus aufzustocken, um den Flüchtlingen Obdach und Heimat zu geben, und so wie das Zürich Heinrich Bullingers und seiner Nachfolger ein Ähnliches tat für unzählige Glaubensflüchtlinge des 16. und 17. Jahrhunderts.

Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen. Es gibt aber Aussatz an uns, ungutes schuldhaftes Verhalten, das wir nicht aufgeben wollen. «Herr, wenn du willst», will ich vielleicht nicht in gewissen Situationen. Oft sind wir gar nicht so sicher, ob wir uns trennen wollen vom Widergöttlichen, Lieblosen, Eigensüchtigen.

Wir hören nach der Predigt noch einmal Musik von Heinrich Schütz. Eine Solostimme singt:

O lieber Herre Gott, wecke uns auf,
daß wir bereit sein, wenn dein Sohn kommt,
ihn mit Freuden zu empfangen
und dir mit reinem Herzen zu dienen
durch denselbigen deinen lieben Sohn Jesum Christum.
Amen.

«Dir mit reinem Herzen zu dienen»; dieses Gebet, liebe Freunde, könnte uns Wegweisung sein für den menschlich-sozial-politischen Entscheid, der von uns in nächster Zeit gefordert wird.

Nachschrift der Predigt von Pfr. Dr. H. Sonderegger, gehalten am 29. September 1974 im Großmünster Zürich.

Wirtschaft und Lebensinhalt

Eine Wiedergabe der leitenden Gedanken **E. F. Schumachers** zu diesem Thema dürfte als Kopfklärung und Befreiung für viele unserer Zeitgenossen wirken, wenn sie sich vom heutigen hektischen Betrieb abgestoßen fühlen oder sich darin nicht mehr zurechtfinden. Red.

«Die Wirtschaft, das Wirtschaften oder, gröber gesprochen, das